

Ö X I T Leseprobe

1

Freitag, vierzehnter Juli. Das hieß Schwüle ohne Ende. Eine unbarmherzige Sonne buk Wien zu einer dreckig trockenen Masse, durchzogen von Straßen, deren Asphalt glänzte wie gestockte Tinte und Hitzeblasen warf. Die Gräser in den Parks dorrtten müde dahin, ausgebleicht wie gelber Sand, und erholten sich selbst nachts nicht. Kein Tautropfen benetzte die Blätter. Kein bisschen Wind sorgte für Kühle. Die Stadt glühte wie ein Ofen mit zu hoher Strahlungswärme, und die Reizbarkeit der Leute stieg. Jede Wetterprognose eine gefährliche Drohung. Null Änderung in Sicht.

Als die attraktive Blondine Ende zwanzig kurz nach zweiundzwanzig Uhr die Treppe hinaufstieg, war ihr die schwüle Nacht einerlei. Nach stundenlangem Recherchieren litt sie an Kopfschmerzen, Schwindel und Übelkeit. Andenken an ihre Grippeerkrankung, deren Nachwirkungen sie immer noch spürte.

Mit Schweiß auf der Stirn stand sie also im dritten Stockwerk. Vor ihrer Wohnungstür aus massivem Holz, das aussah, als könne es einem Bombenangriff standhalten. Das war auch erforderlich, denn sie war eine ehrgeizige Journalistin und hauste allein.

Müde entriegelte sie die beiden Schlösser, die ihr Heim vor der Außenwelt schützten. Mit geneigtem Kopf und andächtigen Blick, als öffne sie einen Tresor. Eine lächerlich umständliche Prozedur.

Als sie ihr Apartment betrat, raste ihr Puls wie nach einem Hundertmeterlauf. Wie heiß es hier war. Da bekam man ja Atemnot. Platt wie eine Flunder eilte sie ins Schlafzimmer und warf ihr Notebook auf das breite Doppelbett mit der lachsrosa Bettwäsche. Dann streifte sie ihre Kleidung ab, tappte erschöpft ins Badezimmer und ließ Wasser in die Wanne ein.

Lous Handy klingelte. Verdrossen lief die langbeinige Schöne retour und durchsuchte das Kleiderknäuel, das achtlos am Boden lag. Wo war das Telefon? Es steckte in der halboffenen Handtasche. Seufzend hob sie ab.

»Sorko. Hallo?«

Keine Antwort.

»Was ist denn? Sprechen Sie.«

Lähmende Stille.

»Idiot!« Fluchend warf sie das Smartphone auf ihre Klamotten, eilte zurück ins Badezimmer und kletterte in die Wanne. Es war der pure Genuss. Übermütig wie ein Kind spitzte sie die Lippen, blies ins schaumige Nass und glitt mit wohligen Stöhnen tiefer. Nur noch ihr Hals ragte aus dem wunderbar weichen, duftenden Bad. Entspannt schloss sie die Lider und ließ den abgelaufenen Tag Revue passieren. Das Geschäft ihres Lebens war gelaufen. Alles im Lot. Sie durfte zufrieden sein.

Da vernahm sie ein Geräusch, das nicht so recht einzuordnen war. Gleich darauf ein zweites. Ein leises Tappen, gefolgt von einem Schleifen, als gleite Stoff über Keramik. Einbildung, dachte sie. Eine Sinnestäuschung. Aber halt. Was raschelte da? War da jemand? Entsetzt öffnete sie die Augen. Den Mund. Wollte schreien. Losbrüllen, so laut sie konnte.

Zu spät. Zwei Hände packten ihre Waden, zogen an und rissen ihre Beine hoch. So weit, dass ihre Hüften und der Po aus dem Wasser schnellten. Gleichzeitig tauchte ihr Kopf unter. Verzweifelt schlug sie mit den Armen gegen die gekachelte Wand, zuckte mit dem Becken und zappelte wie ein harpunierter Fisch. Einen Moment lang brachte sie die Lippen über Wasser, doch das war nicht genug. Sekunden später streifte ihr Hinterkopf schon wieder über den Wannenboden, und die Seife brannte wie Feuer in ihren angstvoll geweiteten Augen.

Aufhören, bettelte sie im Stillen. Sie konnte nicht mehr.

Noch stiegen Luftbläschen an die Oberfläche, weil sie einen Teil der bitteren Lauge herauswürgte, die durch die Kehle in ihren Leib floss. Der Magen füllte sich mit öliger Brühe. Ihr Körper wurde schwer.

Hilflos verkrallten sich ihre schmalen Hände am Beckenrand. Aufbäumen. Hochziehen. Sie musste ihren Kopf aus dem Wasser bringen. Einen Atemzug erhaschen. Augenblicklich. Los! Es war ihre letzte Chance.

Wieso sollte es denn nicht möglich sein, die Nasenlöcher aus dem Badewasser zu schieben? Das ist doch machbar, schoss es ihr durch den Kopf. Einmal noch.

Jetzt.

Viele Wochen zuvor

3

Am sechszwanzigsten Mai gab der Abgeordnete Moritz Petrell dem österreichischen Fernsehen ein Interview. Manche meinen, es sei der Startschuss für die kommenden Auseinandersetzungen gewesen, doch in Wirklichkeit waren da die Messer längst gewetzt und die Feindseligkeiten schon im Gange.

Der Vorspann lief. Ein Rückblick auf den Werdegang des einundfünfzigjährigen Kleinbauernsohnes mit Elitegymnasiumsabitur vom Tourismusmanager und Bürgermeister einer Dorfgemeinde am Rande der Hauptstadt zum Wahlkampfstrategen und Nationalratsabgeordneten.

Sekunden später kam der Nachrichtensprecher ins Bild. Anklagend hielt er einen Zeitungsartikel in die Kamera und

bleckte die Zähne. Dann nahm er Petrell ins Gebet.

»Was Sie dem Kanzler und der Innenministerin da vorwerfen, ist ja ein starkes Stück«, stichelte er. »Politische Naivität, Realitätsverlust, Feigheit. Damit werden ihre Parteifreunde keine Freude haben.«

Ein anderer Einstieg, als vereinbart. Ein Umstand, der einen weniger routinierten Gesprächspartner ziemlich ins Trudeln gebracht hätte. Petrell nicht. Der war aus härterem Holz geschnitzt.

»Das mögen zugespitzte Formulierungen sein, gewiss«, relativierte er charmant. »Bedauerlicherweise sind sie notwendig, denn die bisherige Politik ist gescheitert. Was die Themen Asyl und Zuwanderung betrifft, gibt es ein riesiges Konfliktpotential. Ob Kriegsflüchtlinge, Verfolgte, oder Menschen, die einfach nur besser leben wollen: Das Boot ist voll.«

»Der Kanzler und die Innenministerin widersprechen Ihnen da aber rigoros«, warf der Fernsehjournalist ein.

»Die sollten sich erst einmal den Arbeitsmarkt ansehen, bevor sie Beruhigungspillen ans Volk verteilen«, konterte Petrell. »Über eine halbe Million Arbeitslose. Rund zwei Drittel davon Flüchtlinge und Migranten, die am Tropf der staatlichen Mindestsicherung hängen. Dass die EU trotzdem von uns verlangt, weiterhin Leute aufzunehmen, ist eine Provokation. Was die Lage noch zusätzlich verschärft, ist das Verhältnis mit der Türkei. Die österreichische Bevölkerung lehnt die Fortführung der Beitrittsverhandlungen ab. Mit Zweidrittelmehrheit. Wenn ich daran denke, in welcher Weise Brüssel uns wegen der Ergebnisse der Meinungsumfragen zu diesem Thema geißelt, kommt mir das Magenwasser hoch. Ja, wir sind ein kleines Land, aber das ist kein Grund, uns gegenüber arrogant zu sein. Das ist inakzeptabel. Eine Sauerei.«

»Sollte man solche Gedanken nicht besser innerhalb der

eigenen Gesinnungsgemeinschaft diskutieren? Warum gehen Sie damit an die Öffentlichkeit? Was steckt da dahinter?«

»Mein Amtsverständnis«, erwiderte der charismatische Politiker launig. »Wir stehen den Wählerinnen und Wählern im Wort. Die wollen eine Regierung, die regiert. Da hab ich als langjähriger Wahlkampfmanager der Partei ja förmlich die Pflicht, die Alarmglocke zu läuten. Der Artikel ist ein Weckruf. Ein Hilfeschrei.«

»Also kein parteiinterner Machtkampf?«

»Ach wo. Wieso denn? Es gibt unterschiedliche Denkansätze, jawohl. Die werden besprochen, und zwar mit Stil. Eine Vorgehensweise, wie sie in einer entwickelten westlichen Demokratie halt üblich ist.«

»Man sagt, sie hätten gerne, dass Österreich aus der EU austritt.«

Der akkurat rasierte, selbstbewusste Abgeordnete mit den gletscherblauen Augen ließ ein leises Lachen von Stapel. Freundlich strich er sich mit gepflegter Hand das kohlrabenschwarze, leicht gegelte Haar aus der Stirn, ehe er konterte. »Wer behauptet das?«

»Eine junge, aufstrebende Kolumnistin.«

»Kompliment. Die Dame hat eine rege Phantasie, was ja grundsätzlich positiv ist, aber in der politischen Berichterstattung weniger Platz haben sollte. Ich will, dass Vernunft einkehrt. Die Großspurigkeit, mit der uns Brüssel entgegentritt, ist zu beenden. Das beharrliche Ignorieren substantieller Problemstellungen wie Finanzkrisen, Flüchtlingsproblematik und Migration ebenso. Die Österreicherinnen und Österreicher fordern praktikable Lösungen. Ich auch.«

»Und wenn die Union so weitermacht wie bisher?«

»Dann ist sie gescheitert, und es muss Neues entstehen.«

»Das hieße Öxit.«

Gelassen kratzte sich Petrell an der römischen Nase. Eine oft geübte, vertrauenserweckende Geste von jungenhaftem Reiz.

»Darüber hab ich noch nicht nachgedacht«, verkündete er.

»Ein Austritt hätte verheerende wirtschaftliche Folgen«, gab der Nachrichtensprecher zu bedenken.

»Mal sehen, was die Briten daraus machen«, konterte sein Gast.
»Jedenfalls treten die der EU mit Mut und Selbstvertrauen entgegen. Respekt!«

»Die katastrophalen Umfragewerte ihrer Partei sind aber ohnedies mehr den Skandalen der letzten Zeit geschuldet als dem Ärger mit der EU«, sprach der Reporter. »Erst macht sich die Infrastrukturministerin öffentlich lächerlich, vor zwei Wochen wird nach einer Schmiergeldaffäre der Innenminister erschossen, und heute haben wir den nächsten Eklat. Da heißt es, die Gattin des Wirtschaftsministers habe eine Mail geschrieben. Darin rate sie ihrem Gatten, dem Trottel von Ratspräsidenten bei den kommenden Verhandlungen in Brüssel endlich einmal ordentlich die Meinung zu sagen. So steht das jedenfalls in den heutigen Tageszeitungen.«

»*Journal*, *Tagblatt* und *Austrian Telegraph* äußern sich darüber. Aber mit Vorsicht. Das finde ich fair«, korrigierte ihn Petrell.

»Trotzdem. Was ist da los bei euch Konservativen?«

»Die Mail existiert, aber die Frau meines Parteifreundes beteuert, nicht die Verfasserin zu sein.«

»Und?«, fragte der Fernsehprofi mit einem Grinsen. »Glauben Sie ihr?«

»Ich vertraue auf das Gute im Menschen« antwortete Petrell.
»Immer. Aber wir Politiker müssen uns mehr anstrengen, um die Unterstützung der Bevölkerung zu behalten. Also kehre ich grundsätzlich erst einmal vor meiner eigenen Tür. Obwohl: Jede Blamage ist eine zu viel. Das untergräbt das Wählervertrauen. Es schadet der Autorität.«

»Der ordentliche Bundesparteitag steigt Mitte September. Angeblich spitzen Sie darauf, den Parteivorsitz zu übernehmen. Treten Sie gegen den Kanzler an?«

»Ich bin mit Leib und Seele Parlamentarier. Das bleibe ich auch.«

»Der Job des Parteichefs reizt sie also nicht?«

»Er hat keine Priorität für mich.«

»Einen Punkt hab ich noch«, sprach der Journalist mit listigem Lächeln. »Man sagt Ihnen nach, dass Sie mit den rechtsextremen Freien Demokraten verkehren, die der EU ja den Rücken kehren wollen, und zwar lieber heute als morgen.«

»Ich rede mit jeder demokratisch legitimierte Partei«, erwiderte Petrell. »Das ist eine Sache des Anstands, das gehört zur politischen Kultur, das bin ich meinem Beruf schuldig, das ist Demokratie.«

Der Moderator dankte ihm mit skeptischer Miene und übergab an den Kollegen von der Kulturredaktion.

Das Interview war beendet.

4

Im Waggon der Untergrundbahn stank es nach Kunststoff. Es war laut, heiß und dreckig.

»Ein smarterer Typ«, bemerkte die drahtige Dame in blauen Hosen und dunkler Bluse, die etwas älter war, als ihre Gesprächspartnerin. Dabei schüttelte sie ihr graues Haar, das sie tagtäglich an ihr fortgeschrittenes Alter erinnerte, was ihr mental zu schaffen machte. Dann lümmelte sie sich lässig in den schmierigen Kunststoffsitz und schlug bequem die Beine übereinander. Die Ähnlichkeit mit einer Schauspielerin, die in ein paar James-Bond-Filmen die englische Geheimdienstchefin spielte, war verblüffend. Alter, Figur und Bewegungsschema passten nahezu perfekt. Selbst die Stimme klang vergleichbar.

Dabei kam die Frau ja aus Russland. War das nicht witzig?

»Sein Interview gefiel Ihnen?«, fragte Helene Andau, die wiederum relativ leicht mit der ehemaligen amerikanischen Außenministerin Hillary Clinton verwechselt werden könnte. Neugierig setzte sich die etwas füllig gewordene, elegante Blondine mit dem arroganten Blick auf den Platz gegenüber.

Ihre Gesprächspartnerin, die keinerlei Schmuck und auch keine Armbanduhr trug, nickte.

»Und was sagen Sie zur geplanten Dramaturgie?«, erkundigte sich Andau.

»Wir haben vereinbart, dass ihr die Öxit-Kampagne führt«, sprach die Russin in bestem Deutsch. »Wie ihr sie führt, interessiert mich nicht. Europa taumelt in den kollektiven Selbstmord, also widersetzt euch. Holt euch eure Eigenständigkeit zurück. Macht der Invasion durch Schwarzafrikaner, Asiaten und Muslime ein Ende. Die Rahmenbedingungen unserer Zusammenarbeit sind ja klar, oder?«

»Natürlich«, bestätigte die prominente österreichische Zeitungsherausgeberin.

»Fein.«

Zwei Weiber, die sich verschwören, um Weltpolitik zu machen, freute sich Helene. Wie amüsan. Wenngleich ihr der Ort dieses Treffens so überaus missfiel. In der Untergrundbahn glich ihr Gespräch ja eher einer Szene aus einem billigen Dreigroschenroman als einem bedeutsamen Ereignis. So etwas war nicht ihr Stil.

»Sie stammen tatsächlich aus Kaliningrad?«, flötete sie.

»Ja, aus der Stadt Friedrichs des Großen und Immanuel Kants«, bestätigte die Russin.

»Wieso reden wir denn eigentlich nicht in eurer Botschaft?«

»Weil die von den Amis beobachtet wird«, konterte die Frau, die sie Ludmilla nennen sollte, was Andau aus irgendeinem rätselhaften Grund heraus so ganz und gar nicht über die

Lippen brachte. »Basis unserer Zusammenarbeit ist absolute Diskretion«, sprach die Russin. »Vergessen Sie das nicht.«

Der Triebwagen bremste.

»Alles Gute. Sie hören von mir«, murmelte die Grauhaarige und bleckte die kräftigen Zähne, wobei ihre ausgeprägten Lachfalten um die Augen noch stärker hervortraten. Dann erhob sie sich und eilte zur Tür.

»Auf Wiedersehen, Frau Michailowna«, murmelte Andau brav, senkte den Blick und strich eine Falte aus ihrem Kleid.

Im Grunde hätte Andau ihr Projekt Petrell ja lieber solo durchgezogen, doch sie brauchte zusätzliches Geld. Da war das Angebot einer Partnerschaft, bei der sie den Ton angab, zu verlockend, um es auszuschlagen. Sie konnte zufrieden sein. Die Sache lief gut.

Eine Einschätzung, mit der sie weit daneben lag. Wie weit, sollte sich noch zeigen. Zu einem Zeitpunkt, wo an den Tatsachen aber nichts mehr zu ändern war.

Wo es abwärts ging.

5

Als sie sich vorstellte, was heute noch alles passieren könnte, begannen die Augen der Bildungssprecherin zu glänzen. Ja, die Mittfünfzigerin mit den schläfrigen Glupschaugen, den getönten rostroten Haaren und dem armseligen Hängebusen fühlte sich großartig. Sie platzte förmlich vor Lebenslust.

Er sei der Mann ihrer Träume, gluckste sie und lachte ein unbefangenes, glockenhelles Lachen. Mit einer für sie völlig untypischen Begeisterung, die sie wie eine Wolke umgab, seit dieser breitschultrige, muskulöse Schwarzafrikaner sie im Arm hielt. Ein mindestens zwanzig Jahre jüngerer, gut aussehender Typ aus dem nördlichen Nigeria.

»Wir fahren zu mir, ja? Bitte.«

Er nickte, und die kühle, analytische Politikerin klatschte vor Verzückung in die Hände. Ja, sie gebärdete sich wie ein frisch verliebter Backfisch, denn sie wollte etwas erleben. Eine unvergessliche Nacht.

Als sie an diesem Samstagmorgen, kurz vor eins im Schlepptau des Nigerianers die Diskothek verließ, küsste sie ihn vor dem Ausgang noch einmal und streichelte seine Wangen. Dann ging sie Hand in Hand mit ihm weiter. Die zwei grobschlächtigen Typen in dunklen Jogginghosen und ärmellosen Basketballshirts am Gehsteig gegenüber registrierten es mit einem Grinsen. Prustend zogen sie ihre Baseballkappen tiefer in die Stirn, überquerten die Straße und folgten den beiden.

Trotz der lauen Temperaturen war es relativ ruhig hier. Kaum ein Dutzend Nachtschwärmer begegnete dem Pärchen, das den Leuten geschickt auswich, bis es in eine einsame Gasse einbog. Dort parkte ein cremefarbener Volvo.

Lächelnd legte die Politikerin den Kopf auf die Schulter des Herrn von der Begleitagentur. Ein tolles Mannsbild, dachte sie. Mit so einem Kerl konnte ihr nichts passieren. Beherzt löste sie sich und sperrte den Wagen auf, doch da packte sie jemand von hinten, hob sie hoch, und schleuderte sie gegen den Kotflügel.

Wo kamen denn auf einmal diese Männer her?

Unfähig, auch nur den geringsten Ton von sich zu geben, sah sie dabei zu, wie der eine ein Kampfmesser zog und den Lack ihres Autos zerkratzte. Derweil prügelte der zweite auf ihren Begleiter ein, bis der blutend zusammenbrach. Starr vor Schreck ließ sie es geschehen, dass der Typ mit dem Messer von ihrem Volvo abließ, sie an den Haaren hochzog, und ihr eine schallende Ohrfeige verpasste.

»Keinen Laut, sonst bist du tot«, drohte er und fotografierte sie und das beschädigte Auto. Anschließend gab er seinem Komplizen einen Wink, und die beiden verließen den Tatort.

Lachend und scherzend. Ohne jede Eile. Hinter ihnen lag der Nigerianer am Boden und rührte sich nicht.

»Hilfe!«, wimmerte die Frau.

Der außergewöhnlich groß gewachsene bärtige Mann mit dem Schlapphut, der die Szene aus dem Hauseingang gegenüber heraus gefilmt hatte, vernahm es. Mit zusammengebissenen Zähnen zog auch er die Kopfbedeckung tiefer ins Gesicht, lief stumm an ihr vorbei und hinter den beiden Gewalttätern her. Dabei hielt er jedoch so viel Abstand von ihnen, dass er in der Lage war, rechtzeitig zu verschwinden, falls sie ihn bemerken sollten. Er war ja kein Idiot.

Mittlerweile hantierte der jüngere der beiden Gauner an seinem Mobiltelefon herum. Offenbar schickte er Fotos der Opfer an seinen Auftraggeber. Das ging eine ganze Weile so.

Schließlich bogen sie in eine Seitengasse ein, wo ein schwarzer Jaguar ausparkte und im Schritttempo an sie heranfuhr. Lautlos glitt die Seitenscheibe herunter, im nächsten Moment wechselte ein dicker Briefumschlag den Besitzer. Dann setzte sich der unbeleuchtete Sportwagen wieder in Bewegung, beschleunigte, zischte über die anschließende Kreuzung und verschwand.

Ungläubig registrierte der Kerl mit dem Schlapphut, wie die zwei Hooligans das Kuvert öffneten und ihr Geld zählten.

Den Jaguar hatte er auch schon irgendwo einmal gesehen.

Wo?

Er wusste es nicht, aber er wollte es herausfinden. So schnell wie möglich.